

Biebricher Tagespost

Biebricher Neueste Nachrichten.

Biebricher Tagblatt.

Biebricher Lokal-Anzeiger.

Ersteinst täglich, außer an Sonn- und Feiertagen. — Abonnementspreise: bei der Expedition abgeholt 1,20 M pro Vierteljahr, durch die Botenposten ins Haus geschickt 50 Pf. monatlich. Wochenhefte, für 6 Nummern, 10 Pf. Wegen Postweges höheres bei jedem Postamt.

Amtliches Organ der Stadt Biebrich

Anzeigenpreis: Die einsp. Colonnenzeile für 8 Tage 10 Pf., f. auswärts 15 Pf. Bei Wiederholung Rabatt. Leitung: Guido Seidler. Verantwortl. für den redaktionell Teil: Fritz Glander, für den Reklameteil: u. Anzeigenpreis: jeweils 1. d. Druck u. Verlag W. H. G. Seidler, in Biebrich.

Rotations-Druck u. Verlag der Hofbuchdruckerei Guido Seidler in Biebrich.

Telefonnummer 41. - Redaktion und Expedition: Biebrich, Rathausstraße 16.

Nr 16

Erstes Blatt

Mittwoch, den 20. Januar 1915.

54. Jahrgang.

Die Kriegslage.

Der gestrige Tagesbericht.

(Weiter bereits durch Anschlag verbreitet.)

W. B. (Amtlich.) Großes Hauptquartier, 19. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Auf der ganzen Front fanden, abgesehen von unbedeutenden Scharmützeln, nur Artillerie-Kämpfe statt.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Die Witterung war sehr ungünstig. In Ostpreußen nichts Neues.

Bei Radzanowo, Biegun und Sierpe wurden die Russen unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Mehrere 100 russische Gefangene blieben in unserer Hand.

Westlich der Weichsel, östlich der Pilica, ist die Lage im allgemeinen unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Vom westlichen Kriegsschauplatz

Wien, 19. Jan. Der „Bund“ wagt zur Kriegslage die Frage auf, ob es sich bei den Kämpfen bei Soissons um eine Offensive der Franzosen handelte, die zunächst gefördert und ausgenutzt werden sollte, um den Generalangriff vorzubereiten, oder nur um die Sicherung der Position von Soissons. Das Blatt nimmt aber dann nach der letzten Klarstellung an, daß General Maunoury in der Ausführung der Direktive vom 17. Dezember, die wahrscheinlich von militärischen und auch politischen Erwägungen diktiert war, in seinem Hauptzweck die Offensive einleitete. Festgelegt der Kriegslage meint der „Bund“: Wenn, wie die Franzosen meinen, nur drei Brigaden beteiligt waren, hätte Maunoury den Angriff mit ganz unzureichenden Kräften unternommen, und man müßte wiederum fragen, wo denn die Reserven waren, um dem Angriff den nötigen Rückhalt zu geben, von der rückwärts bereitstehenden Armee ganz zu schweigen. Wir glauben daher nicht an diese drei Brigaden, sondern halten die von der deutschen Seite mitgeteilten Zahlen für richtiger und kommen so auf die mindestens doppelte Truppenstärke. Die Lage der Franzosen bei Soissons hat sich sehr zu ihren Ungunsten verändert, weil sie fast alles Terrain nördlich des Flusses verloren haben. Wenn die Franzosen nicht trachten, um jeden Preis das Rückwärts wiederzugewinnen, wird hier mit einer bleibenden Verschlechterung der Lage zu rechnen sein, die sich auf der ganzen Westfront fühlbar machen muß.

Wien, 19. Jan. General Czerlinsky warnt im „Echo“ nochmals vor unnötigen Angriffen auf die deutschen Stellungen, die er eine unannehmliche Mauer nennt. Der Angriff sei erst möglich, wenn alle Hindernisse, beispielsweise die Drahtverhänge, beseitigt, die deutsche Artillerie niedergeworfen und die ganze Infanterie in den Stellungen, die angegriffen werden sollten, kampfunfähig gemacht sei. Die Stürme auf die tobende Mauer kosteten nur schwere Menschenopfer und ergaben keine Ergebnisse.

Die Schluppe der Indur bei Soissons.

Wien, 19. Jan. Der Berichterstatter der „Times“ in Nordfrankreich erzählt über die Schluppe der Indur am 20. Dezember bei Soissons: Die indischen Truppen griffen die deutschen Schützengräben im Sturm an und besetzten sie. Die Schützengräben waren jedoch unterminiert und wurden von dem Feinde in die Luft gesprengt. Die Indur erlitten hierbei entsetzliche Verluste. Der Feind, der bedeutende Verstärkungen erhielt, unternahm einen heftigen Gegenangriff und überschüttete die indischen Truppen mit einem vernichtenden Feuer. Die Stellung war unbehaltbar und es wurde der Rückzug befohlen. Eine Abteilung der Indur wurde vollständig umzingelt und mußte sich ergeben. Zwei Tage später griff eine kombinierte englische und französische Abteilung von neuem die Stellung an; Teile der Schluppen wurden wieder erobert und behauptet. An einem Punkte ist ein und derselbe Schützengraben gleichzeitig von Freund und Feind besetzt. Eine vier Fuß breite und neun Fuß hohe Betonwand trennt beide Abteilungen. Die Zustände in dieser Gegend sind unglaublich; Schmutz und Wasser machen jede Bewegung unmöglich.

Die deutschen Selbstbefestigungen.

Wien, 19. Jan. Oberst Müller schildert in der „Neuen Zürcher Zeitung“ die Anlage der deutschen Selbstbefestigungen und bemerkt u. a.: Die Befestigungsarbeiten fallen größtenteils ausschließlich der Infanterie zu. Die deutsche Infanterie weist als Infanterietruppe einen hohen Grad von Durchbildung auf. Die von Infanterieoffizieren entworfene technische Anlage der Befestigungswerte und ihre Ausführung durch die Truppen sind musterhaft. Nach einer Schilderung der Unterstände, Strahlen, Pionierarbeiten, Vorhinderwerke vor der Hauptstellung usw. schließt er folgendermaßen: Der uns führende Oberst K. verleiht uns zum Abschluß, daß er mit einem Regiment einem überlegenen Gegner standhalten könnte, anheftig mochte und daß er mit einer Kompanie in ihrer verklärten Stellung einem feindlichen Bataillon die Spitze zu bieten vermöge. Das scheint mir keine Überbetrachtung, sondern der Ausdruck des festen Willens zu sein.

Aus Frankreich.

Paris. Der „Figaro“ bespricht die Möglichkeit, daß Italien, Rumänien, Griechenland und Bulgarien sich an dem Krieg beteiligen. Die Telegramme, die durch die Welt gegenwärtig an den Reichsanführer senden, lassen keinen Zweifel über die kommenden Dinge. Uebereinstimmung zwischen Rumänien und Bulgarien sei so gut wie erzielt. Italien und Rumänien seien bereit, in die Schlachten zu treten, um den doppelten Druck ihrer Heere Österreich-Ungarn zu lassen, während Bulgarien und Griechenland sich gleichfalls zu einer endgültigen Abrechnung mit dem Erbfeind in Konstantinopel vorbereiten. Man werde dann erkennen, wie stark die neuen Heere seien, die Deutschland für das Frühjahr bereit zu haben vorgebe. Rußland könne dann seine ganze Kraft

gegen Ostpreußen einsetzen, und im Westen würden die französischen englischen Heere neue Verstärkungen erhalten. Das würde dann der wahre Anfang zum Ende sein. (Die „Köln. Zeitung“ bemerkt dazu: Wohlgemerkt, wenn es nach den Wünschen des „Figaro“ ginge. Wir wollen in aller Ruhe abwarten, bis das Gras, das er wachsen hört, geschnitten werden kann. Bis dahin kann sich in dieser an Taten reichen Zeit noch vieles ereignen, für uns erfreuliches und unerfreuliches; die Hauptsache bleibt, daß wir alle dem fest und entschlossen ins Auge sehen.)

Mitteilung in Frankreich.

Aus dem Privatbrief eines norwegischen Geschäftsmannes in Paris veröffentlicht eine norwegische Zeitung folgenden Abschnitt: Man ist in Frankreich des Krieges herzlich überdrüssig. Was an Begeisterung da war, ist wie fortgeblasen. Das Volk wäre sicher mehr als froh, wenn Frieden wäre. Sehr mißvergnügt ist man über die Engländer. Ihr Handel geht besser als je; sie verdienen viel Geld, nehmen es mit allzu großer Ruhe, haben noch keine nennenswerten Verluste erlitten und leben nicht ihre reichen Provinzen verarmt. Aufrichtig gesprochen, war man nicht so unbedingt mißvergnügt über die Bekehrung der englischen Küste durch deutsche Schiffe und hoffte, das würde sie aufräumen. Von den Russen redet man am besten gar nicht; die Enttäuschung ist ungeheuer groß. Die Soldaten haben es glücklich in den Schützengräben; man erzählt, nicht wenige strecken die Arme empor, damit sie von den Deutschen einige Finger oder dergleichen weggeschossen erhalten, um kampfunfähig zu werden, und nach Hause zu kommen. Hier ist eine außerordentlich starke Stimmung, daß japanische Truppen nach Europa überzuführen. — Wehrlich äußert sich der Berliner Militärattache eines anderen nordischen Blattes. Er schreibt: Etwas ist verändert. Die Schwere des Krieges ändert über das Land hingegangen. Das hat die meisten geküßt; aber es liege sich denken, daß es einige ermüdet hat, die mit schmerzlicher Reue an die Kämpfe, wenn auch eben so rasch abgelehnten und zurückgewiesenen Versuche denken, einen Frieden mit Frankreich allein zu erreichen.

Aus England.

Wien, 19. Jan. Die Blätter beschäftigen sich mit der beunruhigenden Steigerung der Lebensmittelpreise, die trotz Englands Beherrschung der See eingetreten sei. Sie suchen sich über die Gründe hierfür Klarheit zu verschaffen. Besonders beunruhigend sei die Steigerung der Weizenpreise.

In der Nacht torpediert.

Ein Artikel des Marineattachés der „Times“ hebt, wie wir in der „Neuen Zürcher Zeitung“ lesen, hervor, daß der gestrige Angriff auf den „Bismarck“ eine neue Phase im Unterseebootkrieg bezeichne. Das englische Kriegsschiff sei nicht bei Tage, sondern nachts dem feindlichen Boot zum Opfer gefallen. Das deutsche Boot habe über und nicht unter Wasser manövriert; denn es sei ausgeschlossen, daß es nur mit Hilfe des Periskops operiert habe. Das Unterseeboot verbinde daher mit seiner verheerenden Tätigkeit unter dem Wasser bei Tag die eines normalen Torpedos bei Nacht. So könne nichts sich unbedenklich an die Oberfläche wagen, da es durch seine verhältnismäßige Unschärfe gefährdet sei. Später könne ein solcher Nachtangriff vielleicht einmal von einer ganzen Flotte Unterseeboote gemeinsam ausgeführt werden. Das Unterseeboot sei in dieser Beziehung dem Torpedoboot überlegen; selbst die größere Dimensionen angenommen, seien sie leichter zu fassen als früher. (Cfr.)

Wenn die Engländer Frieden schließen wollen.

Kopenhagen, 19. Januar. Zu der Frage der Kriegsbauer erklärt heute der Mitarbeiter des „Dagbladet“, Allan Bøtt, in der „Politiken“, Kopenhagener spreche zwar von einer Dauer von drei Jahren, die allgemeine englische Auffassung sei aber, daß es gelingen werde, in einem Jahre die Deutschen aus Belgien hinauszujagen. Ob die Engländer über den Rhein kommen würden, sei zweifelhaft; die Rückeroberung Belgiens werde aber die Grundbedingung eines ehrenvollen Friedens sein. Ein Friede vor der Rückeroberung Belgiens sei ausgeschlossen, auch wenn der Krieg 20 Jahre dauern sollte. Hoffentlich werde aber der Krieg vor 1916 geschlossen. (Cfr.)

Vom Kriegsschauplatz gegen Rußland.

Die Lage im Osten.

Basel, 20. Januar. Der militärische Berichterstatter der „Basler Nachrichten“ schreibt zur Lage im Osten, daß es den Russen bisher nicht gelungen sei, einen durchgreifenden Erfolg weder gegen den einen noch den anderen Gegner davonzutragen. So lange dies nicht der Fall sei, werde das große russische Heer auf die Operationen nicht den Einfluß haben, den es seiner Größe nach ausüben sollte. Das Verhalten Rußlands konnte die Deutschen nicht veranlassen, neue Kräfte nach dem Osten zu werfen, sobald sie auf dem westlichen Kriegsschauplatz in die reine Verteidigung gedrängt würden. Österreich liege so viele russische Kräfte auf sich, daß die Deutschen in Polen fast überall angreifen könnten. Solange aber eine Armee noch angreifen könne, sei sie noch weit davon entfernt, besiegt zu sein.

Der österreichische Tagesbericht.

Wien, 19. Jan. Amtlich wird veröffentlicht: 19. Januar mittags. In Polen und in Westgalizien Artilleriekämpfe. In den Karpaten hat sich nichts ereignet. Aus einigen Gegenden wird neuerlich starker Schneefall gemeldet. Bei Jankow in der südlichen Bukowina wurde ein russischer Vorstoß unter schweren Verlusten des Gegners zurückgeschlagen.

Am südlichen Kriegsschauplatz ist die Situation unverändert.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

München. (Cfr. Text.) Ein Freund der „Münchener Post“ erhielt Einfluß in den Kreis einer zur Verhandlung des Jaren anstehenden russischen Fürstin an ein Mitglied der österreichischen Aristokratie. Die Fürstin schreibt von den gewaltigen russischen

Verlusten, die in ihren Kreisen schon Ende November (nach Angaben des russischen Kriegsministeriums) auf mindestens 500 000 Tote und 1 300 000 Verwundete und Erkrankte geschätzt worden seien. Auch die Verluste unter den Offizieren der Regimenter, deren Offizierskorps sich vornehmlich aus der Aristokratie rekrutiere, seien ganz ungeheuer. In den Kreisen der Aristokratie, die nicht zum engeren Jurel des Jaren gehöre, werde die Beteiligung Rußlands am Krieg nur als das „Unglück Rußlands“ bezeichnet. Verwundete des Jaren, vor allem einige Großfürstinnen deutscher Abstammung, hätten sich aufs äußerste, aber leider vergeblich bemüht, den unheilvollen Einfluß Nikolai Nikolajewitsch zu brechen und die Kriegsfahrt abzuwenden. Die eigentliche Entscheidung sei schon bei der Anwesenheit Poincarés und Vivianis in Petersburg gefallen. Sie sei nach den Absichten der Kriegspartei intensiver vorbereitet worden von Sawolski und Bendendorff, den russischen Vorkämpfern in Paris und London. Zur Zeit der Anwesenheit Poincarés und Vivianis habe Bendendorff bereits aus London berichtet, daß die von England mit Belgien, Portugal und Japan geschlossene Koalition für alle Teilnehmer jedes Risiko ausschloß. Seinen Haupttrumpf beim Jaren habe Nikolai Nikolajewitsch mit der angeblichen Versicherung Vivianis ausgepielt: die französische Regierung habe mit Ausnahme von Jaures die ganzen Sozialisten geschlossen hinter sich und könne darüber hinaus die Gewähr dafür bieten, daß die revolutionären Elemente aller Schattierungen in Rußland während des Krieges von jeder aggressiven Haltung gegen die Jarenfamilie und die Regierung absehen würden. — Die dunklen Ahnungen jener Großfürstinnen, darunter auch der Großfürstin Sergius, die ungedacht klammer persönlicher Kränkungen die Kaiserfamilie vor dem Unheil des Krieges habe bewahren wollen, seien nun leider in vollem Umfange eingetroffen: „Elend, Verzweiflung und Zusammenbruch ist unser Schicksal geworden“.

Der Krieg im Orient.

Wien, Konstantinopel, 20. Jan. Meldung des türkischen Hauptquartiers: Während eines nächtlichen Angriffes gegen die englischen Besatzungen, am Schott el Arab wurde der Feind überfallen. Er verlor 100 Tote und Verwundete. Eine englische Kavallerieabteilung verlor in der Gegend von Gorna eine Abteilung unserer Infanterie zu überfallen. Der durch das Feuer eines Konzentrationsschusses gut unterstützte Angriff wurde unter schweren Verlusten für die Engländer zurückgeworfen. Das Kanonenboot wurde gleichfalls gezwungen, sich zurückzuziehen.

Kleine Mitteilungen.

Berlin. Von Kriegsbeginn bis zum 5. November wurden 153 englische Frachtschiffe durch deutsche Kriegsschiffe vernichtet, darunter 52 größere Dampfer mit einem Rauminhalt von zusammen 243 002 Tonnen.

Jeder Kriegsbauer gewachsen! Reichsamtpräsident Hasenstein, der kürzlich von der philosophischen Fakultät der Bonner Universität wegen seiner Verdienste um die finanzielle Kriegsbereitschaft des Reiches zum Ehren doktor ernannt worden ist, sandte an die Universität ein Dankschreiben, das u. a. wie die „Frankf. Ztg.“ erzählt, folgende beachtenswerte Worte enthält: „Heute hoffe ich nicht bloß, sondern ich weiß, daß wir auch auf finanziellen und wirtschaftlichen Gebiet dieses ungeheuren Ringens durchhalten können und werden und jedem Anspruch und jeder Dauer des Krieges gewachsen sind.“

Wien, 19. Jan. Die Zeitung der sozialistischen Partei, die in Florenz zusammengetreten ist, hat eine Tagesordnung angenommen, die Neutralität Italiens angenommen und bekräftigt, in diesem Sinne eine lebhafte Propaganda zu entfalten. In ganz Italien sollen auf den 21. Februar Versammlungen anberaumt werden.

Die Mailänder „Stalia“ veröffentlicht einen Artikel ihres militärischen Mitarbeiters, worin dieser seine Bewunderung darüber ausdrückt, wie Deutschland immer wieder genügend Soldaten und Offiziere findet, um nicht bloß seine Einheiten zu verdoppeln, sondern noch Berufsregimente in die Türkei abzusenden. Nur das Bewußtsein, stark und unermüdlich zu sein, der eigene Wille, die eigene Herrschaft und den Einfluß in der Welt auszuüben, habe es Deutschland möglich gemacht, alles das durchzuführen.

Gespräch mit dem Herzog von Cumberland.

Wien, 19. Jan. Der Herzog und die Herzogin von Cumberland haben im Gmundener Schloß ein Heim für Verwundete geschaffen. Ein Wiener Journalist hatte dem Hospital einen Besuch ab. Im Laufe des Gesprächs erklärte der Herzog, der Feldkaptein und Uniform eines österreichischen Infanterieregiments trug, in dem gegenwärtigen Krieg habe ich mich selbstverständlich als Deutscher, der ich ja von Geburt auch bin und ich kann nur hoffen, daß der Krieg der verbündeten Armeen, der wahrlich keine leichte Aufgabe ist, bald mit dem Siege für die einen wird. In Deutschland, wie in Österreich, herrscht seit Beginn eine Begeisterung, die höchste Bewunderung verdient. Kaiser Franz Josef wird in diesen ersten Zeiten wohl eine große Freude darüber empfunden haben, daß sich alle Nationalitäten des Reiches einig gezeigt haben und miteinander, für Kaiser und Vaterland zu kämpfen. Ich sprach kürzlich mit einem Verwundeten des 56. Infanterieregiments, der mir erzählte, daß seine Kameraden für die Welt mit den Tausenden Verwundeten kämpften, die ohne jede Schonung losgeraten.

Die Hauptmannschaft von Falkenberg.

Kopenhagen, 19. Jan. Über den deutsch-französischen Luftkampf bei dem Hauptmann von Falkenberg, der Kette unseres Generalstabes, den Selbsttod fand, berichtet das deutsche Bureau: Ein französischer Flieger erlitt in der Nähe von Amiens die deutschen Stellungen. Nachdem der ihn begleitende Beobachter, ein junger Fliegerleutnant, seine Aufgabe erfüllt hatte, wurde der Flieger angegriffen. Ungefähr 20 Kilometer von Lille entfernt, schickten die Franzosen eine deutsche Taube, die sich auf einem Erkundungsfuge über den französischen Stellungen befand. Sogleich wurde die Jagd aufgenommen, welche eine volle Stunde währte. Bei Amiens gelang es endlich den Franzosen, bis auf 15 Meter Entfernung an die Taube heranzukommen. Schon nahm die deutsche Taube den Kampf an. Wohl in der Absicht, den Feind zu rammen, wendete das deutsche Flugzeug seinen

Apparat und hoch gerichtet auf die Franzosen zu. Eine scharfe Drehung reichte die letzten von der unermesslich erscheinenden Katschoppe. Der französische Beobachter konnte nur mit Wohlgefallen die erste Angel der deutschen Beobachter, Hauptmann von Falkenberg, ins Herz der zweiten geschickten den Oberarm des Rotors, die dritte veranlaßte ihn am Hals und die vierte drang in den Rücken des Rotors. Trotz seiner schweren Verwundungen behielt der Führer seine volle Geistesgegenwart und es gelang ihm, seine Maschine unverfälscht zur Erde zu bringen und so den Körper des Toten zu bergen. Die Verbindung der beiden Apparate erfolgte mitten in der französischen Reichen, von denen auch der Luftkampf mit größter Spannung verfolgt worden war. Und nun ereignete sich eine Szene, die auf die Zuschauer einen unvergesslichen Eindruck ausübte. Langsam entstieg der deutsche Pilot seinem Apparat, näherte sich dem französischen Beobachter und diesem die unverletzte Hand bittend, sagte er in einem tadellosen Französisch: Wenn der Kampf auch zu unseren Ungunsten ausgefallen hat, Monsieur, so bin ich doch stolz, mit einem würdigen Gegner gekämpft zu haben. Hauptmann von Falkenberg war sofort tot. Jemand, welcher Papieren wurden bei ihm nicht gefunden.

Unterredung mit Generaloberst v. Moltke. Der bisherige Generalstabschef über die Kriegslage und unsere Aussichten.

Der bisherige Generalstabschef v. Moltke, der eben nach Berlin zurückgekehrt ist und augenblicklich das Amt des Chefs des Stellvertretenden Generalstabes bekleidet, hat bei seiner Rückkehr einem Berliner Publikum eine längere Unterredung gewährt, deren Verlauf dieser mit Genehmigung des Generals v. Moltke im folgenden wiedergibt.

Die angebliche Militärlamarilla. — Moltkes „Mischguth“ am Kriege. — Wie der Kaiser sich zum Kriege entschloß. — Kämpfte wir um Landesherr? — Wie lange dauert es noch? — Was muß der Friede bringen? — Die Kriegslage in Polen. — Werden wir siegen?

Nach den Photographien, die vom bisherigen Generalstabschef von Moltke existieren, muß jedermann eigentlich den Eindruck eines robusten Naturbambus bekommen. Aber Photographien liegen. Schon als der kurze Brief mit der Einladung vor mir lag, mit einer ziemlich kleinen, fast jacten, ein wenig nervösen und ausgesprochen „vergesellschafteten“ Handschrift, begann das Bild, das ich mit von dem bisherigen Generalstabschef gemacht hatte, zu schwanzen. Wir sind ja in unserem Vorstellungsleben alle von den täglich auf uns einbreitenden Suggestionen abhängig. 100 Millionen Menschen der Erde läßt man täglich ins Ohr, eine deutsche Militärlamarilla mit Moltke habe den gegenwärtigen Weltkrieg „gemacht“. Wir wissen, daß das eine Lüge ist. Aber was unwillkürlich aus der Debatte her die Frage hangen bleibt, ist die halb unbewußte Vorstellung, ein Mann, über den solche eifrigen Legenden entstehen konnten, müsse in seiner Erkenntnis und Persönlichkeit etwas nervöses Mitleiden, elementar niedrigeres haben. Dazu kommt: Moltke stand als Ober des Generalstabes an der Spitze unseres Heeres in jenen ungeschlagenen ersten Wochen des Krieges, die Wochen lautenen des Sieges waren. Mit dieser Periode des Krieges, die mit ihrem jungen Auge im Gedächtnis unseres Volkes vielleicht immer eine der schönsten bleiben wird, ist sein Name untrennbar verbunden. Er und diese Siegeswachen sind geradezu „identisch“. Er erwidert uns, da er der Verantwortliche war, als hätte, der die Reute des andrängenden Feindes fast spielend in ihre Schlupfwinkel zurücktrieb. In den aufregendsten Stunden der ersten Steigerung des Vorkriegsdramas stand er als rager Antipode des unheimlichen Joffe, den die Franzosen den „schweigenden Arien“ nennen, da... und meißelte den „Kieseln“. So etwas übertrug sich auf die körperlichen Vorstellungen und läßt in einem das Bild eines „Muskelmenschen“ entstehen: mäßig, breit, rötlich, martialisch.

Nun liegt ich, nach der Wanderung über den historischen Königsplatz mit dem bronzenen Mann und dem bronzenen Bismarck und dem kuppelbedeckten Palast des deutschen Volkes, im Generalstabsgebäude die breite, dunkelrot belegte Treppe zu den Räumchen des „Chefs“ empor. Auf dem ersten Treppenaufgang begegnet mir auch ein Moltke: da steht in Marmor, halb wie Kaiser, halb wie Friedrich von Preußen, der Alte Schmelzer, der dieses jetzt in seinem herrlichen Bestände bestimmten Reichs Anfang mit Blut und Eisen gründet half. ... fünf Minuten später „läßt Erzengelz bitten“. Jetzt, wie die Doppelreihe aufsteigt, ist etwas wie eine Vision über mir: der Mann, der da im Profil vor mir steht, die unbedachte Schwärzhülle nach der Seite der Tür, sich dann langsam, ragen und eher hager als stämmig aus dem Schwärzhülle empor, mit einem langen, schmalen, nervenreiche Hand zum Grabe blickt — könnte der nicht auch vor 45 Jahren schon hier gesessen haben, genau dieselbe Erscheinung, mit genau derselben adäquaten Geistes, derselben Adressatentätigkeit? Und auch Helmut v. Moltke gehehen haben? Die Ähnlichkeit in Gesicht und Erscheinung ist unlosbar überaus, viel überaus, als die Bilder ohne lassen. Wie gedämpfte, dunkle, unklare Stimme begrüßt mich, während nun ein behäutetes Köpfchen den Rund, der wie die Linde eines Willens ist, sichtlich umspült.

Der Adel der Liebe.

Roman aus dem Leben von Gustav Reibel.

(10. Fortsetzung.)

Widderf begann unsicher zu werden. Sollte die Gräfin in der Tat um die Sache wissen? Aber das war doch nicht möglich. Entschieden würde sie, wie er sie kannte, ihren Gatten dann nicht verteidigt haben. Er fuhr also eifrig fort:

Ich vermag es nicht länger mitanzusehen, gnädige Frau, wie Sie von Ihrem Gemahl in unwürdiger Weise getäuscht werden. Schon längst wollte ich reden, Ihnen die Handlungsweise des Mannes offenbaren, der bis jetzt Ihr volles Vertrauen besaß, es aber nicht verdient, und der Sie auf einen Weg zu seiner Gattin gemacht hat, welcher allen Ihren Ehrgefühlen geradezu Hohn spricht. Jetzt werde ich es Ihnen sagen, was den Grafen Willenstein zu seinem gefährlichen Betnehmen veranlaßt, was ihn abhielt, von mir Nachforschungen zu fordern: Ihr Gemahl hat —

Die Gräfin machte eine heftigste Gebärde: dem Glenden des Wort abschneidend, rief sie aus: Ich trage kein Verlangen danach, den Weg zu kennen, auf welchem mein Gemahl mich zu seiner Gattin gemacht hat, — wenigstens wünsche ich nicht, was Ihnen darüber unterrichtet zu werden! Dagegen kann ich Ihnen den Grund mitteilen, welcher den Grafen von Willenstein-Troßburg jetzt und später verhindern wird, sich mit Ihnen zu schlagen!

Sie zog die beschnittenen Karten aus der Tasche, warf sie vor Widderf auf den Tisch und sagte verächtlich:

Da mein Herr Baron, diese beschnittenen Karten, die Sie vielleicht schon vermuthet haben, machen es meinem Gemahl, wie jedem Ehrenmann zur Unmöglichkeit, Sie vor seine Viste zu fordern!

Und drohend streckte sie die Hand nach der Tür aus.

Widderf war leichenbleich geworden. Ein unlagbares Gemisch von Wut, Lüge, Verlegenheit, Scham und Verzweiflung malte sich auf seinem Gesicht.

Er hatte die Karten bereits vermuthet, sich aber nicht zu entschließen vermocht, wo er dieselben verloren haben konnte. Jetzt waren sie da und in Händen, in welchen er sie am wenigsten erwartete hatte. Er wollte reden, sagen, daß sie ihm nicht gehörten, aber zum erstenmal wohl in seinem dreißigjährigen Leben verließ ihn die Geistesgegenwart. Er griff nach den Karten, machte eine stumme Verbeugung und entfernte sich darauf hastig, nicht ohne noch die Worte der Gräfin zu hören, die sie voller Genugthuung, sich an ihrem Feinde gerächt zu haben, dem Diener im Vorzimmer zurief:

„Sie wollen sich gewiß überzeugen“, beginnt er scherzend, „ob ich überhaupt noch lebe, nicht wahr?“

Ich gebe zur Antwort, daß bei den Legenden, die über Sie Erzählen in der Presse unserer Feinde im Umlauf seien, vielleicht auch schon behauptet werde, der blühende deutsche Generalstabschef sei schon längst tot, habe sich eine Kugel durch den Kopf geschossen oder dergleichen.

... und eine ausgeputzte Puppe sitzt an seinem Schreibtisch“, ergänzt der Generaloberst. „Nun, ich bin, wie Sie sehen, ganz lebendig. Auch meine Krankheit ist vorbei und jetzt fühle ich mich ganz gesund. Und vor allem Dinge bin ich froh, daß ich in Folge meiner Genesung wieder eine Tätigkeit habe aufnehmen können.“

Jedes Wort aus diesem Munde führt jenes bestimmte Eigenleben der Worte geistiger Persönlichkeit. Dieses Mannes Geistes ist — das spürt man nun — nicht die Faust, sondern das Gehirn: vom „Muskelmenschen“ kein Atom. Ich berichtete freimüthig die Lebensgeschichte, die mir dadurch geworden, daß er so ganz anders ist, als man ihn sich nach Bildern und Erzählungen vorstelle. So kamen wir bald auch über die Legenden, die die feindliche Presse über ihn in die Welt gesetzt hat, ins Gespräch: daß er das Haupt der Kriegspartei gewesen und am Entstehen des Krieges die Mitschuld trage. Dabei nahm sein reichlich durchforschtes Gesicht den Ausdruck grenzenloser Verachtung an.

Niemand in Deutschland hat den Krieg gemocht. Weder irgend jemand anders, noch ich. Wir sind in einer Weise herausgefordert worden, die keine andere Antwort mehr zuließ. Wir haben doch wahrhaftig lange genug gewartet, daß wir den Frieden wollten. Hätten wir nicht hundertmal bessere Gelegenheiten, wenn wir losgelassen wollten? Warum, wenn wir so kriegerisch waren, haben wir denn nicht während des russisch-japanischen Krieges, als Ausland verheißt war, losgeschlagen? Warum nicht, als England mit dem Burenkrieg die Hände voll zu tun hatte? Und als in Deutschland doch nichts weiter als ein paar Sympathiegebungen für das kammernantelte Volk in Afrika! Jetzt auf einmal wird das Blaue vom Himmel herunter gelogen, um zu beweisen, daß wir den Krieg vom Saune gebrachten haben. Hätten wir das getan, es wäre unsern Verantwortlichen ein Verbrechen gewesen. Denn dieser Krieg, mit einer derartigen Uebermacht, ist wahrhaftig kein Kinderpiel. Das wachte man doch vorher. Für mich war es

keinen Augenblick zweifelhaft, daß England mitmachen, sich am Kriege gegen uns beteiligen würde. Denn nur Englands selbsteigige Interessenpolitik ist es, die diese lange von ihm vorbereiteten Krieg entschloß hat. Die ganze deutsche Frage war, ganz der Art der Engländer entsprechend, nur ein kühnlicher Vorwand. Wenn gesagt wird, ich persönlich hätte gegenüber dem Belgier in einer Unterredung einmal mit dem Kriege gedroht und das belagerte Wort „il faut en finir“ gesprochen, so wiederhole ich noch einmal: es ist eine glatte Erfindung. Wie habe ich Wohlgefallen, nie an die Herbeiführung eines Krieges gedacht, der fast ganz Europa zerlegen würde!

Ich bemerkte, daß es ja Wahrscheinlich sei, dem deutschen Kaiser, der seit einem Vierteljahrhundert für den Frieden gewirkt habe, zugunsten, daß er plötzlich zu einem mutwillig herbeigeführten Kriege „Ja“ gesagt haben könne. Auch Sie, Erzengelz, können Sie sich doch in den letzten Tagen vor dem Kriege mit dem Kaiser zusammen, bezogen, wie schwer dem Kaiser der Entschluß zum Kriege geworden.

Bei dieser Stelle unserer Unterhaltung schlug Moltke mit der Hand auf den Tisch und antwortete, in scharfer Erregung, mit gehobener Stimme:

„Ungeheuer schwer ist es dem Kaiser geworden!“

Das kann man glauben. Haben denn die Leute nie bedacht, wie reichhaltig die Verantwortung eines gewissenhaften Monarchen ist, der das Blut seines Volkes einsetzen soll? Das tut ein Mann wie unser Kaiser nur, wenn er sich um Leben oder Sterben seines Volkes handelt. Aber wir dürfen uns darauf verlassen, daß nach dem Kriege die Wahrheit über seine Entstehung doch durchdringt. Die Weltgeschichte läßt sich keine Lügen gefallen!

„Fanden Sie, Erzengelz nicht“, wandte ich ein, „daß schon jetzt allmählich das Heil der unbedingten Überlegenheit zu wandeln beginnt? Sehen Sie z. B. Amerika! In den ersten Monaten des Krieges hätte Wilson bestimmt nicht gewagt, eine so energische Protestnote, wie jetzt, an die großbritannische Regierung zu senden.“

„Und warum, meinen Sie, hätte er es nicht gewagt?“

„In Rücksicht auf die damals für England begeisterte Volksstimmung, Erzengelz.“

Diesmal lächelte Moltke wieder ein wenig, nicht ganz gläubig: „Wilson hat es damals nur deshalb noch nicht getan, weil der amerikanische Handel noch nicht so stark unter England gelitten hatte. Die Amerikaner fragen nach nicht viel anderem als nach ihrem Handel.“

„Und nun eine Frage, Erzengelz. Ich habe mir zwar, wie Sie, Erzengelz wissen, vorgenommen, militärische Details nicht zu berühren. Aber —“

„Bitte, fragen Sie nur!“

„Wollte Sie heraus: Wie sehen Sie, Erzengelz die Zukunft?“

Er schloß einen Augenblick. Dann sah er mir fest und unverwandt in die Augen und sagte langsam und bestimmt:

„Wir siegen.“

„Die Siegen ganz bestimmt.“

Und nach einer Weile fuhr er fort:

„Wilhelm, künftig bin ich für diesen Herrn nicht mehr zu sprechen!“

„Verflucht — verflucht — verdammt! Himmel und Hölle!“

„Wir das — mir! Alle meine schönen Pläne, meine Berechnungen für das Wasser geworden! Dieser Satan von Weib! Wie ich bei ihm! Aber es geküßelt mir schon recht! Warum verlor ich diese vermeintlichen Karten, ich Tor, ich Dummkopf! Doch sie soll mich lehren! Wenn die Wolken von Wonne sich vor Verzweiflung eine Kugel durch sein leeres Hirn geschickt hat, dann werde ich vor sie hintreten und zu ihr sagen: So, meine Gnädige, das ist Wilhelms Karte dafür, daß Sie ihn von sich gewiesen, daß Sie ihn — hababa! — hinausgeworfen haben!“

So eilte der Nichtswürdige, vor sich hin nurneulend und dabei fortwährend mit den Händen gestikulierend, ohne auch nur im geringsten auf die ihn umherumstehenden und lachend betrachtenden Passanten zu achten, durch die Straßen nach dem Tiergarten, in dessen entlegenem Teile er endlich auf einer einsamen, verborgenen Bank niederlang und sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Er hatte falsch spekuliert! Die Partie, deren Gewinn ihm so überaus lochend erschienen, war verloren, — unbedingt verloren! Nicht, daß er gescheitert hätte, aus dem Bekanntwerden der Affäre mit den beschnittenen Karten könne ihm irgendwelcher Nachteil erwachsen. Wer wollte es ihm denn beweisen, daß die Karten überhaupt ihm gehörten? Er würde leugnen, würde behaupten, daß sie vermutlich Willenstein selbst gehört. Corriger la fortune! So mancher tot's, Weshalb der alte Graf nicht auch? Wäre es unmöglich bei seiner Vergangenheit?

Aber die schöne Frau Willenstein's und ihre Million, — die waren ihm unwiderbringlich verloren, — so wohlangelegt sein Man auch gewesen war, — sie verachtete ihn zu sehr, das fühlte er, — und so kam nun zu dem Verräther über die schlagelagene Spekulation noch die gekränkte Eigenliebe, um ihn vollends rasend zu machen.

Es dauerte geraume Zeit, ehe er imstande war, seine Gedanken zu sammeln. Endlich aber wurde er doch ruhiger und begann zu überlegen.

Das stand fest: Nachte mußte er haben — um jeden Preis, — Nachte an ihr, die seine Liebe zurückgewiesen, ihn gemißachtet, seine schönsten Pläne vereitelt hatte, — und diese Nachte mußte ihm werden — durch ihren Gemahl!

Unmöglich konnte die Gräfin von dem Geheimnis ihres Gatten eine Ahnung haben. Er konnte den letzten in dieser Beziehung zu genau, um nicht zu wissen, daß derselbe sich lieber das Leben nehmen, als seiner Gattin irgendwelche Mitteilung davon machen würde.

„Ich habe, draußen im Felde und hier in der Heimat genug Gelegenheit gehabt, unser Volk in Waffen und im Bürgerleibe während des Krieges zu sehen. Und für die Haltung dieses Volkes gibt es nur ein Wort: sie ist herrlich. Wie das vernünftige Volk insbesondere den Krieg erträgt, das ist bewundernswert. Ein solches Volk darf nicht zugrunde gehen — aber es kann auch nicht zugrunde gehen. Wer sagt, daß wir diesen Krieg für unsere materiellen Interessen führen, daß ihn nicht verstanden. Wir sind nicht in ihn eingetretten in der Über nach territorialen Besitz, wir führen einen Verteidigungskrieg um die Existenz unseres Volkes und damit gleichbedeutend um Menschheitswerte, um Weltbeide und um geistige Güter. Das ist keine Phrase. Wir dürfen heute ohne Annahme sagen, daß Deutschland der Träger der kulturellen Zukunft, der geistigen Entwicklung ist. Oder soll etwa Frankreich, mit seiner ermüdeten, absterbenden Kultur, England, dessen Ideale nie über den Dunst, reicher zu werden, hinausreichen, dieser künftige Förderer der Menschheit sein? Von Russland braucht man ja in diesem Zusammenhang gar nicht zu reden. Solcher Aufgaben aber muß sich unser Volk bewußt sein, und es muß wissen, daß es in diesem Krieg auch um sie geht. Der Ausgang des Krieges hängt nicht alleine von der Arme ab. Zur anderen Hälfte

bestimmt das Volk selbst den Ausgang des Krieges.

Die Haltung, die wir hier zuhause zeigen, wirkt durch Millionen herab auf die Haltung unserer Soldaten. Doch weiß jeder, der den innigen Zusammenhang unseres Volksheeres mit der Gesamtheit der Nation kennt und ich habe es jetzt erneut gesehen. Unser Heer ist eben in vollster Bedeutung ein Volksheer, unsere Väter, Brüder und Söhne sind seine Soldaten. Die sehen nicht nur auf den Feind, sie sehen auch auf uns. Ihre Stimmung, ihre Zuversicht, ihr Mut wird nicht von Zufällen, sondern wesentlich von uns hier zu Hause mitbestimmt. Darum ergeben sich die Pflichten für jeden, der zu Hause geblieben ist. Bis jetzt hat diese Wechselwirkung zwischen Volk und Heer den Erfolg gehabt, daß die Leistungen unserer Armeen fast übermenschliche waren. Und ich kenne unter späteres Volk gut genug, um zu wissen, daß es so bleiben wird. Wir werden einen nicht bloß ehrenvollen, sondern einen

Frieden, der unser Uebergewicht voll zum Ausdruck bringt, erringen.“

„Glauben Sie, Erzengelz, daß dieser Friede bald kommen wird?“

„Wir müssen sicherlich noch mit sehr viel Ausdauer durchhalten. Es ist noch viel zu tun, bis wir soweit sind und wir brauchen alle unsere Kräfte — das Heer sowohl wie die Bevölkerung. Es kann noch lange dauern

bis zum Ende.“

„Hatten Sie, Erzengelz nicht die Möglichkeit für gegeben, daß, wenn etwa jetzt im Osten ein günstiger Wendepunkt der Operationen sich ergeben wird, vielleicht mit dem Vorrücken bis Warschau — daß dann das Ende des Krieges in eine erheblich stärkere Nähe gerückt sein wird?“

„Unsere Siege in Polen sind natürlich von größter Bedeutung. Und für die Franzosen ist es eine schwere Enttäuschung, daß ihre Hoffnung auf das Vordringen der russischen Truppen so gänzlich zusammengebrochen ist. Die Fortschritte in Polen wären sicherlich noch viel schneller vor sich gegangen, wenn nicht das schlauste Weiter, die Schwierigkeiten des Bodens — nichts als Morast! — und die elenden Straßen sie seit Wochen verzögert hätten. Aber — dabei schüttelte Herr v. Moltke ein wenig — „wir halten uns ja vorgenommen, nicht über militärische Dinge zu reden.“

Ich erhob mich und dankte Sie, Erzengelz.

„Wollte Sie weiter helfen“, sagte er, mir trüg die Hand schüttelnd. „Wir dürfen die feste Gewissheit haben, daß Deutschland nicht untergehen wird. Wir werden siegen.“

Als ich die rote Treppe wieder hinunterstiege, schien mir der marmorne Alte noch einmal so zuwunderlich dreinschauen. „Dein Erde, Alter, ist in guter Hand“, dachte ich. „Magst ruhig sein —“

Tages-Rundschau.

Kaiser Wilhelm an die Großherzogin Luise von Baden.

Karlsruhe, 20. Jan. Die Großherzogin Luise von Baden hat von Kaiser Wilhelm aus dem Großen Hauptquartier folgendes Telegramm erhalten: Vielen Dank für Deine Grüße zum heutigen Geburtstag des großen historischen Vorganges in Versailles unter Führung des hochseligen Kaisers. Sein nationales Kraftgefühl gab der welthistorischen Fürstenerammlung den Impuls zu der begeisterten Huldigung des ersten deutschen Kaisers. Deinen Mut und Tüchtigkeit gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen, meine Aufgabe ist. Aber an der Spitze des gereinten Vaterlandes, getragen von der opferfreudigen Begeisterung der jetzt geschlossenen deutschen Nation werde ich diese vaterländische Aufgabe siegreich durchführen. Das wollte Gott! Wilhelm.

Die Haltung der Sozialdemokratie nach Beendigung des Krieges wird nach einem Artikel des früheren Leiters der sozialdemokratischen Volksfreunde in Baden, Friedrich, höchst einfach sein. Sie habe zunächst Grund zu einer Haltung des Vertrauens. Sie nehme keine Rücksicht für die Jahre 1878—1890 und für das, was

Er mußte also Willenstein durch offene und versteckte Andeutungen oder Drohungen fortgesetzt peinigen und ihn so schließlich zur Verzweiflung, zum Selbstmord treiben. Denn woher anders sollte der Graf die zweihunderttausend Mark nehmen als von dem Vermögen seiner Gattin? Und das tat er entschlossen nicht! Hatte aber der Graf zur Viste gegriffen, dann war er — Widderf — für diese heutige Niederlage gerächt, und ganz offen würde er es ihr sagen: Ich habe ihn in den Tod getrieben, mein Werk ist es! Dann sollte sie mitten in ihrer Trauer noch dazu von dem schwächlichen Handel erfahren, dessen Gegenstand sie selber gewesen war, dann sollte sie den Tod noch vernichten lernen! Und selbst sollte sie ihm dann den Kaufpreis für ihre Person und ihr Vermögen zahlen müssen, wenn sie nicht wollte, daß die ganze unsaubere Sache in den Zeitungen veröffentlicht und des Grafen Ehre noch im Tode verunglimpft würde. Was fragte er nach den daraus resultierenden Konsequenzen? Er hatte Deutschland längst satt, — er würde es also einfach verlassen, und wenn es selbst mit Wanda sein mußte!

Ja, Wanda! Zu ihr wollte er jetzt zurückkehren zu ihr, die er in den letzten Wochen allerdingens arg vernachlässigt hatte! Was sie wohl sagen, wie sie ihn empfangen würde? Ebenfalls mußte er erst ruhiger werden, seinen gewohnten Gleichmut zurückfinden, ehe er zu ihr ging. Sie war ihm zu klug, und unter keinen Umständen durfte sie ihn durchschauen!

Drei volle Tage ließ Widderf noch vergehen, ehe er die Baronin Auguste endlich aufsuchte. Sein ganzes Wesen zeigte wieder die gewohnte, blasirte Kälte und Gleichgültigkeit. In seinem Inneren dagegen kochte unermüdet wüthender Hohn gegen den Grafen Willenstein und dessen Gemahlin, — ein Hohn, ein Haß, der von Tag zu Tag nur noch wuchs.

Sein nächstes Ziel war jetzt, den Schuldschein Willenstein's, der sich in Wandas Besitz befand, an sich zu erlangen.

Ah, Du bist es? empfing ihn die schöne Frau ironisch.

Wollte Du gerührt Dich doch noch einmal wieder sehen zu lassen?

Widderf sah die Baronin vorwurfsvoll an.

In welchem Tone Du das sagst, Wanda!

Du hast, dachte die Baronin bitter auf, nimm es nur nicht übel, abmühsamer Engel Du! „Weißt Du wohl, daß ich bereits willens war, mir einen anderen Teilhaber zu suchen? Seit diesen Wochen betrümmst Du Dich nicht im geringsten mehr um unser Geld.“

„Hörst Du mir keine neuen Klüden zu. Seit acht Tagen hast Du Dich überhaupt nicht mehr gesehen lassen.“ Die Gräfin Willenstein hat Deine ganze Zeit mit Besichtigungen! Oder willst Du es einleugnen, daß ich Urkunde habe, eierförmig zu sein?

(Fortsetzung folgt.)